

Sätze, Wörter, Zeichen – Soziologentexte im Vergleich

Die Qualität wissenschaftlicher Texte bestimmt sich vor allem danach, *was* mit ihnen gesagt wird; aber es ist nicht belanglos, *wie* dies gesagt wird. Der Stil unserer Sprache beeinflusst nicht nur das Vergnügen, mit dem wir sie lesen, sondern auch, ob man sie versteht – und ob man sie richtig versteht. Den Soziologen¹ aber mangelt es offenkundig an Interesse für Stilfragen, und wenn es ein solches Interesse gäbe, würden wohl Kriterien fehlen, um die eigene Sprache kundig bewerten zu können; auch den Linguisten ist das schon aufgefallen.²

Deren Eindruck lässt sich bestätigen, wenn man die Rezensionen liest, mit denen im Fach die Texte vermessen werden. Mustert man zum Beispiel Heft 1/2014 der *Soziologischen Revue* mit »Besprechungen neuer Literatur«, so findet man auf 117 Seiten für 57 besprochene Bücher nur fünf randständige Anmerkungen nach dem Muster: »der Text liest sich angenehm« oder er ist »anschaulich« oder »kompakt«. Für Textbeurteilungen in unserem Fach gilt wohl: »Language doesn't matter«.

Im Folgenden soll dem nicht dadurch begegnet werden, dass ich Kriterien einer guten Soziologensprache einführe. Ich will keine stilistischen Maßstäbe dekretieren, sondern für ausgewählte Texte wichtiger deutscher Soziologen auffällige »Stilzüge« und »rhetorische Figuren«³ beschreiben – und die dabei erkennbaren Unterschiede zu deuten versuchen. Die Sprache der Wissenschaften unterdrückt nicht die persönlichen Stile ihrer Autoren, sie reflektiert aber auch die Konventionen eines sich wandelnden Wissenschaftssystems sowie die speziellen Wissenschaftsprogramme der verschiedenen Disziplinen und Paradigmengemeinschaften. Das soll unter Verwendung linguistischer Kriterien an ausgewählten Texten von sechs deutschen Soziologen im Folgenden demonstriert werden. Ich habe dafür Texte der drei Klassiker Karl Marx, Georg Simmel und Max Weber sowie von drei Großkopfen der zeitgenössischen Soziologie, nämlich Ulrich Beck, Jürgen Habermas und Niklas

- 1 Aus Gründen der Lesbarkeit sind im Folgenden die männliche und weibliche Sprachform nicht nebeneinander aufgeführt. Personenbezogene Aussagen gelten aber stets gleichermaßen für Frauen und Männer.
- 2 Hartmut Schröder, der »Aspekte sozialwissenschaftlicher Fachtexte« untersuchte, fand »in den Sozialwissenschaften [...] kein besonderes Interesse an Aspekten der ›Sprache im Fach‹; es »fehlt fast völlig die Bereitschaft« – so heißt es bei ihm (Schröder 1987, S. 89) –, »sich mit der eigenen Sprache [...] auseinanderzusetzen«.
- 3 Meyer 2007.

Luhmann, untersucht (genaueres dazu im Anhang B).⁴ Dabei habe ich die Lektüre für jeweils drei Textausschnitte aus unterschiedlichen Veröffentlichungen dieser sechs Soziologen mit einer kleinen quantitativen Inhaltsanalyse verbunden (siehe Anhang C). Das geschah nicht in der Absicht, in meinem Text prozentgenaue Vergleichsdaten darzustellen. Es kam mir, wo es möglich war, auf die Absicherung qualitativer Eindrücke durch die Ermittlung ungefährender Vergleichsgrößen an, und diese spielen für meine Analyse im Folgenden nur dann eine Rolle, wenn sie signifikante Größenunterschiede indizieren. Der Zweck dieses Beitrags, dem stilistisch weithin unbedarften Fach einige »typische« Varianten und Bedeutungen seines eigenen Sprachgebrauchs zu demonstrieren, fordert nicht schon den Einsatz der computerabhängigen Methoden und Fallmengen, mit denen die moderne quantitative Linguistik zu arbeiten begonnen hat.

1. Rhetorik der Wissenschaften

Man sagt, die oberste Funktion des wissenschaftlichen Stils bestehe darin, der Sache zu dienen, und die Wissenschaftssprache sei in diesem Sinne »dienendes Sprechen«.⁵ In der Tat wirkt zwar der Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis in die Darstellung mit den Merkmalen ein, die ihm eigen sind; aber es ist weder in den Natur- noch in den Geisteswissenschaften so, dass die Sache von selber sprechen würde und als sei Wissenschaft im Sinne der Widerspiegelungstheorie⁶ nichts anderes als ihre bloße Abbildung. Der Rohstoff, den unsere Labors und Computer erzeugen, auch das, was uns bei »arm-chair reflection« am Schreibtisch einfällt, muss zuerst mit bestimmten Methoden hergestellt, dann gesichtet, gefiltert und gedeutet, am Ende auch in verständliche Worte gebracht werden, bevor daraus wissenschaftliche Erkenntnis werden kann. Und um als »wahr« zu gelten, bedarf dieses Artefakt der Anerkennung der Kollegen. Erst deren Zustimmung sichert den Wahrheitsanspruch des Forschers. Ohne den Beifall der Experten hängen unsere Entdeckungen in der Luft.⁷

Es ist dieser Umstand, der die Fiktion zerstört, es gäbe in der Wissenschaft so etwas wie eine Selbstevidenz, die ohne »Techniken des persuasiven Diskurses«, also ohne Rhetorik, wirksam wäre.⁸ Rhetorik ist ein auf Überzeugung angelegtes Sprechen vor Publikum, und was dabei als überzeugend gilt, variiert mit der Art des Publikums, zu dem man spricht. Auch die Wissenschaft ist Kommunikation vor und mit Publikum. Als primäre Bezugsgruppe fungiert in diesem Falle die »Spezialisten-

4 Erste Fingerübungen zur Sprachanalyse eines Soziologen habe ich in einem Beitrag für die Festschrift meines ehemaligen Mitarbeiters Ronald Hitzler probiert (Neidhardt 2010, S. 463-480), um dessen Sprachstil zu charakterisieren; Texte der hier untersuchten Autoren standen dort nicht zur Diskussion. Ich greife im Folgenden auf einige allgemein gehaltene Passagen dieses Festschriftenbeitrags zurück.

5 Gauger 1986, S. 123.

6 Gusfield 1976, S. 16.

7 Vgl. Weinrich 1995, S. 158, 163.

8 Perelman 1980, S. 4; vgl. Toulmin 1986; Blumenberg 1981.

gemeinde« der »scientific community«, und es ist deren Urteil, das nicht nur den Wahrheitsanspruch des Forschers sichert, sondern das auch über die Beachtlichkeit des wissenschaftlichen Textes entscheidet.⁹ Die Sprache der Wissenschaft ist deshalb jenseits ihrer Bindungen an die Sache, um die es jeweils geht, immer auch eine soziale Veranstaltung, die von den Erwartungen der Wissenschaftlerzunft und den Konventionen des Kollegialverkehrs reguliert wird. Mögen deren Ansprüche auch, wie bei den Soziologen, nicht sehr differenziert und bewusst sein, so erscheint es doch riskant, grob gegen deren Grundsätze zu verstoßen. Aber welche Grundsätze sollen in ihrer Wissenschaft für sie maßgeblich sein?

Geht man diesen Fragen nach, ist einerseits zu berücksichtigen, dass sich die moderne Wissenschaft in eine Fülle von Disziplinen differenziert hat und dass in diesen eine Vielzahl sowohl von Forschungsfeldern als auch Paradimgemeinschaften existiert. Diese pflegen besondere Spezialsprachen, die nur von ihren Kollegen völlig verstanden werden. Andererseits ist aber auch zu sehen, dass alle Wissenschaftsdisziplinen im Vergleich zu anderen Bereichen menschlicher Tätigkeit eine besondere Funktion besitzen, welche über alle inneren Differenzierungen hinweg gewisse Gemeinsamkeiten stiftet: Wissenschaft gilt als autoritative Instanz zur Gewinnung zuverlässiger Erkenntnisse über die Erscheinungen und Zusammenhänge dieser Welt, und damit geht einher, dass sie sich nicht mit der Alltagssprache begnügen noch den besonderen Sprachmustern etwa von Predigern oder Poeten folgen kann. Die auf die Dinge dieser Welt bezogenen Erkenntniszwecke legen eine besondere Sprache in Bezug auf Morphologie, Syntax und Grammatik nahe. Harald Weinrich hat in seiner Abhandlung über »Formen der Wissenschaftssprache« riskiert, drei akademisch verbreitete »Tabuzonen« zu behaupten, die er »überpointiert«, wie er selber sagt,¹⁰ wie folgt beschreibt:

- Erste These: »*Ein Wissenschaftler sagt nicht ›ich‹.*« Die Sache, um die es geht, soll im Mittelpunkt stehen, und die Verfahren, die einer einsetzt, um das zu bewerkstelligen, gehören zu einer Methodologie, die vom Einzelnen in der Regel nicht selber erfunden wird, ihm also auch nicht persönlich zuzurechnen ist. Das führt zur Erfindung des »Autoren-Plurals« (man sagt »wir« und »uns«¹¹) – oder mehr noch: zu einer »Zurückweisung von persönlichen Fürwörtern« überhaupt (dann sagt man: »das Experiment besagt« anstatt »wir schließen daraus«).¹² Nur beim Zitieren kommen Personen mit ihren Texten namentlich ins Spiel: Man soll die benennen, von denen man bestimmte Ideen, besondere Begriffe und aparte Formulierungen übernommen hat; dazu gleich mehr.

9 Andere Bezugsgruppen bedürfen anderer Arten von Rhetorik. Unterscheidet man mit Jürgen Habermas grob zwischen »Umgangssprache, Wissenschaftssprache, Bildungssprache« (Habermas 1978, S. 327 ff.), so dürfte für die Umgangssprache das Publikum entscheidend sein, an dem sich die Massenmedien orientieren – für die Bildungssprache das Publikum, das sich beispielsweise in den Akademien der Kirchen und Parteien versammelt.

10 Weinrich 1989, S. 132, 135, 138.

11 Kretzenbacher 1991, S. 120.

12 Gusfield 1976, S. 20.

- Zweite These: »*Ein Wissenschaftler erzählt nicht.*« Es geht ihm nicht um die Abbildung der Details des Gegenstandsbereichs und ihrer womöglich erratischen Abfolgen; es geht um die Entdeckung von Mustern und von Regelmäßigkeiten in der unendlichen Vielfalt raum-zeitlicher Besonderheiten. Der Text wird daraufhin verdichtet und entsprechend abstrakt. Einen mehr oder weniger ausgeprägten Theorieanspruch verkörpert das Ökonomieprinzip der Wissenschaft. »Das Denken nach logischen Prinzipien und Gesetzen ist kraftersparend, insofern es durch seinen zusammenfassenden Charakter das Durchdenken der Einzelheiten ersetzt: Das Gesetz, das das Verhalten unendlich vieler Einzelfälle in eine Formel verdichtet, bedeutet die höchste Kraftersparnis des Denkens.«¹³ Das muss sich auch im Sprachstil ausdrücken. Im Erzählen sieht man oft den Wald vor lauter Bäumen nicht – und man kann eigentlich gar nicht aufhören, wenn man einmal angefangen hat. Also versuchen die Wissenschaftler in der Regel, dies zu vermeiden; aber es gibt instruktive Ausnahmen, und es lohnt sich, diese später zu erklären.
- Dritte These: »*Ein Wissenschaftler benutzt keine Metaphern.*« Wissenschaft will bei der Sache bleiben, und die Passung der Wörter soll mit Blick darauf »randscharf« sein.¹⁴ Bildhafte Sprache entfernt sich dagegen von dem Versuch, prägnant zu sein; sie schafft Assoziationen, die sich vom Gegenstand entfernen. Selbst Synonyme sind einander nicht völlig äquivalent.¹⁵ Nicht grundlos zählen deshalb in der Rhetorik Metaphern zu den tropischen »Formen der Uneigentlichkeit«.¹⁶ Sie lenken den Blick ins Ungefähre. Das mag man wegen der Anschauungsgewinne wollen – und Poeten tun das,¹⁷ aber Metaphern passen per se, nämlich dann, wenn sie nicht mit klaren Begriffen gerahmt werden, nicht zu dem Präzisionsanspruch der Wissenschaft.

Im Folgenden werde ich in den Kapiteln 2, 3 und 4 die drei Behauptungen Weinrichs aufnehmen und beschreiben. Dabei kommt es nicht darauf an, die von Weinrich genannten Postulate richtig zu finden; in meinem Text versuche ich keine Ableitungen stilistischer Rezepte. Ich nutze die Weinrich-Thesen in heuristischer Absicht, um zu fragen: Folgen die hier untersuchten Autoren, folgen Marx, Simmel und Weber ebenso wie Beck, Habermas und Luhmann den von Weinrich behaupteten Regeln und der Logik ihrer Funktionen, und – wichtiger noch – wer von ihnen weicht warum von ihnen in welcher Hinsicht ab? Meine kleine Recherche werde ich in Kapitel 5 überdies mit der Frage erweitern, in welcher Weise die *Interpunktion* die hier untersuchten Texte prägt. Mit der Zeichensetzung gibt sich jeder Text nämlich auch als eine Partitur, die der Sprache sowohl bei ihrem Lesen als auch bei ihrem Hören auf eine differenzierte Weise Ton und Rhythmus vorgibt und mit ihrer Hilfe

13 Simmel 1890, S. 123.

14 Weinrich 1989, S. 124.

15 Sanders 1977, S. 23. Das ist auch der Grund dafür, dass Gesetzesregeln und deren juristische Interpretationen Synonyme nicht vertragen (Oksaar 1967, S. 110).

16 Meyer 2007, S. 94, 97 ff.

17 Zur Poesie gehört, so Edgar Allan Poe (1973, S. 547), »ein gewisses Maß an Mehrdeutigkeit – eine wenn auch noch so unbestimmte Unterströmung an Bedeutung«.

das Verständnis des Satzes erleichtern soll. Es wird sich zeigen, dass es über die von Weinrich angesprochenen Regeln hinaus auch bei dem Einsatz von Satzzeichen sowohl gewisse »Tabus« als auch funktionale Abweichungen von diesen gibt.

Mit Blick auf solche Abweichungen ist davon auszugehen, dass sich die vielfältig differenzierte Wissenschaft mit ihren Disziplinen und Forschungsfeldern in ihrer Sprach- und Interpunktionspraxis auch jenseits ihrer spezifischen Fachwörter nicht einheitlich verhält – dass sie also, abhängig von ihren besonderen Gegenständen und Erkenntniszielen, auch den Weinrich'schen Postulaten nur mehr oder weniger entspricht. Diese Postulate erscheinen bei Weinrich offenkundig vor allem an den naturwissenschaftlich orientierten Modellen von Wissenschaft orientiert; die Geisteswissenschaften werden, so ist zu erwarten, zum Teil abweichende Stilpräferenzen besitzen – auch die Soziologie, die mit ihren unterschiedlichen Paradimgemeinschaften zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Ausrichtungen schwankt. Im Folgenden wird es in Bezug auf die paradigmienstiftenden Soziologen, die ich ins Visier nehme, also darauf ankommen, nicht nur ihre allgemeine Wissenschaftssprachlichkeit, sondern darüber hinaus ihre stilistischen Besonderheiten zu erfassen und, wenn möglich, auch zu erklären. Die Annahme ist, dass auch sie epistemologische Funktionen erfüllen können.

2. Der Autor und die anderen

In den Sprachspielen der Wissenschaftler wird durch das *Ich-Tabu* der Anschein erweckt, als spräche in ihren Sätzen nicht der Autor, sondern die Sache selbst. Das lenkt die Aufmerksamkeit der Hörer und Leser zu dem hin, worum es jeweils gehen soll – sei es das Atom, die öffentliche Meinung, die Lyrik Rilkes. Nicht der Autor ist mit seinen Befindlichkeiten und Überzeugungen das Thema des wissenschaftlichen Diskurses, sondern das Objekt, das er untersucht. Es ist insofern kein Zufall, wenn Linguisten in der Wissenschaftssprache die erste Person singularis kaum entdecken; Eduard Benes fand in seinen je 100 Sätzen aus zehn verschiedenen Fächern nur bei 0,2 Prozent aller gebrauchten Personalformen das Wort »Ich«.¹⁸ Aber das Ausmaß des Verzichts auf das Autoren-Ich überrascht doch, wenn man weiß, dass jeder Text von einer Fülle subjektiver Entscheidungen abhängt, die der Autor getroffen hat und die bei einem anderen Autor ganz anders hätten ausfallen können: der Zuschnitt der Fragen, die Festlegung der Indikatoren, die Wahl der Instrumente, die Selektion und Deutung der Befunde etc. Die allgemeine Wissenschaftssprache verharmlost die Subjektivität akademischer Recherche.

Meine eigene empirische Recherche bestätigt gleichwohl den allgemeinen Befund. Weder Marx, Simmel und Weber noch Beck, Habermas und Luhmann schreiben auffällig oft »ich«, obwohl sie es sich angesichts ihrer stilprägenden Disziplinenrolle mehr als andere hätten leisten könnten. Es gibt zwei Ausnahmen: Der Rekurs auf sich selber findet bei einem Autor gelegentlich statt, wenn sein Text sich auf die eigene Textgestaltung bezieht; dann heißt es manchmal: »zuerst werde ich dies

18 Benes 1981, S. 195.

behandeln, später das ... am Ende will ich einige Folgerungen andeuten« – etc. Nicht für die eigene Forschung oder für die eigene Interpretation der Forschung übernimmt also der Autor ausdrücklich die persönliche Verantwortung, wohl aber für deren Darstellung im vorliegenden Text.¹⁹ Allenfalls bei Jürgen Habermas gibt es in wenigen Fällen, nämlich dann, wenn er sich der intersubjektiven Geltung seiner Aussage nicht sicher ist, reflexive Vorsichtsformeln wie »ich meine« oder »neige ich selbst«.²⁰ Es gilt aber allgemein und auch bei unseren Probanden eine »überwältigende Vorherrschaft der 3. Person«.²¹

Vielleicht fällt es Wissenschaftlern auch deshalb etwas leichter, sich daran zu halten, weil es ein Mittel gibt, sich als Person in den eigenen Texten doch namentlich geltend zu machen. Wenn die akademische Ich-Verdrängung einen Autor nämlich zwingt, so zu tun, als gäbe es ihn gar nicht, dann kann sein expliziter Bezug auf andere Texte, die er selber schon veröffentlicht hat, das Mittel der Wahl sein, um sich doch ins rechte Licht zu setzen: Es ist zwar verpönt, sich allzu oft selber zu zitieren, aber durch *Selbstzitation* gelingt die »Wiederkehr des Ichs« in der dritten Person.

Obwohl Zitationsanalysen in der Wissenschaft neuerdings regelmäßig betrieben werden und für viele Disziplinen zunehmend folgenreiche Evaluationsinstrumente sind, ist dem für diese Zwecke irritierenden Phänomen der Selbstzitate kaum Beachtung geschenkt worden; man erfährt nur die Schätzung, dass ihr Anteil an der Gesamtmenge von Zitaten durchschnittlich bei etwa zehn Prozent liege, also meistens wohl zu vernachlässigen sei.²² Aber im Hinblick darauf wird es sicher erhebliche Unterschiede geben. Ich selbst habe eine kleine Selbstzitationsanalyse der Schriften von Renate Mayntz 1989 in einer Laudatio benutzt, um ihr mit einem »Wie-ich-schon-gesagt-habe«-Index von acht Prozent der Gesamtheit ihrer Zitate zu bescheinigen, dass sie in ihrem Schrifttum einerseits nicht zur Selbstverleugnung neigt, andererseits aber deutlich unter einer, dem Ich-Tabu entsprechenden »Schicklichkeitsschwelle« bleibt, die ich jetzt bei etwa 15 Prozent ansetzen würde.²³ Es spricht für die Geltung der Grundregel, dass auch unsere sechs Autoren mit ihren Texten beträchtlich unter dieser Schwelle liegen; nur Niklas Luhmann kommt in seinen späten Publikationen manchmal in ihre Nähe – dies aus Gründen, von denen noch die Rede sein wird.

19 Mein eigener Text bietet dafür eine Reihe von Beispielen.

20 Habermas 1981, S. 39 f.

21 Kretzenbacher 1991, S. 121. Für die »fast vollständig entkontextualisierten Produkte« der Naturwissenschaften beobachtet und erklärt dies auch Knorr-Cetina 1984, S. 240, 176, 188.

22 Marx et al. 1998, S. 29.

23 Dass genauere Analysen von Selbstzitationsquoten eine Reihe intervenierender Variablen zu berücksichtigen hätten, lässt sich beispielhaft an dem Text zeigen, den ich selber hiermit vorlege. Erhellende Literaturhinweise auf »Neidhardt ...« kommen (mit einer Ausnahme) nicht vor, da ich mit linguistischen Stilanalysen bislang nicht in die Literatur eingegangen bin. Der Verzicht auf Selbstzitierung ist in diesem Fall also kein Indikator für Bescheidenheit, sondern Ausweis einer Notlage – ein Armutszeugnis.

Die Aussagekraft eines Selbstzitationsquotienten hängt natürlich neben allem anderen davon ab, dass ein Autor überhaupt zitiert – und wie oft er zitiert. Im Hinblick darauf unterscheiden sich unsere sechs Autoren zum Teil sehr stark. Auffällig sind einerseits Simmel, andererseits Habermas und Luhmann. Georg Simmel bringt es fertig, überhaupt nicht zu zitieren. Er rechtfertigt dies mit einer schlaun Rabulistik. Charles Hauter berichtete nach einem Gespräch mit ihm: »Das Bedeutende eines Buches, meinte Simmel, findet sich zwischen den Zeilen, unausgesprochen.«²⁴ Für Unausgesprochenes braucht man natürlich keine Quellenangabe. Wenn Simmel in frühen Texten doch ab und an Zitate brachte, ist im Übrigen bemerkt worden, dass er »seinen Zitaten nicht eine einzige korrekte bibliographische Angabe beigegeben« hat.²⁵ Da allerdings auch Karl Marx und Max Weber in dieser Hinsicht nicht besonders skrupulös waren,²⁶ lässt sich annehmen, dass sich in der Frühgeschichte des Fachs, in der unsere Klassiker kreativ waren, noch nicht jene Professionsnormen entwickelt hatten, die heute das Plagiats-Tabu definieren und das korrekte Zitieren erzwingen. Bei Simmel kommt aber noch eine spekulative Selbstgenügsamkeit hinzu, die sich auch in dem anekdotischen Charakter seiner empirischen Anspielungen ausdrückt. »[...] mit Sachverhalten nahm er es nicht so genau«, so Werner Weisbach;²⁷ »es fehlte ihm ein eigentlich historischer, an Tatsachen sich orientierender und nach ihnen sich richtender Sinn [...]«. ²⁸ Die Vagheit seiner empirischen Bezüge (zum Beispiel auf »*kleine antike Stadtstaaten*«, »*bei den alten Juden und jetzt noch oft im Orient*«) entsprach der Ungenauigkeit der Quellenhinweise (»*nach den Erkenntnissen eines höchsten Gerichts*«, »*wie Kenner türkischer Verhältnisse berichten*«). Dem entspricht Simmels lässige These, es komme »nur darauf an, daß diese Beispiele *möglich*, aber weniger darauf, daß sie *wirklich* sind.«²⁹

Bei Jürgen Habermas und Niklas Luhmann wird der Stand der Forschung dagegen aufmerksam wahrgenommen und bibliographisch korrekt dokumentiert. Zu ihrer Korrektheit gehört, dass beide nicht jener Unart folgen, die auch in unser Fach aus den Naturwissenschaften eingewandert ist, der Gewohnheit nämlich, bei Literaturhinweisen auf genaue Seitenangaben zu verzichten. Das mag bei Naturwissenschaften angehen, da die Seitenzahlen ihrer Publikationen in aller Regel so niedrig liegen, dass man die gemeinten Verweisstellen auch ohne Seitenangaben leicht auffinden kann. Aber was soll man zum Beispiel mit der Angabe »siehe Parsons 1951« anfangen, wenn es sich dabei um die 575 Seiten von *The social system* handelt. Da lässt sich der Verdacht nicht ausschließen, dass einer ein Interesse daran haben könnte, den Leser nicht nachschauen zu lassen, ob die Referenzstelle tatsächlich existiert

24 Hauter in Gassen, Landmann 1958, S. 221.

25 Köhnke 2000, S. 444, zitiert in Tyrell 2011, S. 26.

26 Marx notiert am 13. Oktober 1866 in einem Brief an Kugelmann, er zitiere »manchmal aus dem Kopf..., ohne die Sachen nachzusehen« (zitiert in Prawer 1983, S. 333). Zur ungenauen Zitierpraxis Max Webers siehe Kaesler 2014, zum Beispiel S. 544 f., 795.

27 Zitiert in Gassen, Landmann 1958, S. 203.

28 Vgl. auch Tyrell 2011, S. 25, 30.

29 Zitiert in ebd., S. 30.

und auch das ausdrückt, was sie belegen soll. Vielleicht besteht die Funktion des Zitierens in solchen Fällen ja auch nur darin, kollegiale Netzwerke zu bedienen oder aber mit der Dignität der angezeigten Quellen die eigene Bedeutung zu erhöhen.

Habermas und Luhmann haben so etwas natürlich nicht nötig; sie selber besitzen den Rang, mit dem andere ihre Behauptungen absichern können, wenn sie sie zitieren. Interessant ist aber, wie beide mit den von ihnen zitierten Autoren umgehen. Deren Zahl ist bei ihnen wesentlich höher als bei allen anderen, die wir untersucht haben.³⁰ Aber die Fremdreferenzen erfüllen bei Habermas und Luhmann ungleiche Funktionen, und die Unterschiede, die dabei zu beobachten sind, bilden ein treffliches Beispiel für den Zusammenhang von paradigmatischen Orientierungen und der Gestaltung eigener Texte. Habermas löst mit seinen wissenschaftlichen Texten genau das ein, was er als »diskursiv« paradigmatisch idealisiert:³¹ In fast einem Sechstel seiner Sätze erscheinen wörtliche Zitate aus fremden Texten – im Unterschied zu Luhmann, bei dem dies praktisch gar nicht vorkommt.³² Habermas entwickelt seine Theorie in der argumentativen Auseinandersetzung mit anderen Autoren.³³ Sie sind bei ihm auf Augenhöhe, während sie bei Luhmann mit einem typographisch verminderten Schriftgrad in den Fußnotenbereich seiner Texte verwiesen werden, also ins Souterrain. Luhmann nimmt deren Botschaft irgendwie auf – und sein berühmter Zettelkasten hilft ihm dabei, genau zu sein – aber er formuliert sie in seiner eigenen Sprache, sodass der Text auch im Stil »operativ geschlossen« bleibt. Damit entspricht er genau dem Muster dessen, was er als »Autopoiesis« allen sozialen Systemen zuschreibt: Seine Texte benehmen sich so, wie er Systeme funktionieren sieht. Diese werden von ihrer Umwelt (zum Beispiel dem Forschungsstand)

- 30 Siehe Anhang C/I. Bei Luhmann verwundert das am wenigsten. Mit den zahlreichen Quellenangaben kapitalisiert er den fabulösen Zettelkasten, den er jahrzehntelang mit hohem täglichen Aufwand erweiterte. »Der Zettelkasten kostet mich mehr Zeit als das Bücherschreiben.« (Luhmann 2000, S. 26) Das muss sich beim Bücherschreiben dann aber doch lohnen.
- 31 Auffällig ist, wie wenig sich Habermas an die Postulate seiner eigenen Diskurstheorie hält, wenn er sich in politische Kontroversen einmischt, also das Publikum wechselt und die mediale Öffentlichkeit anspricht. Hermann Lübke, der von Habermas mehrfach unfein angegangen worden war, vermerkt zu Recht: »In den [...] Streitdiskursen wird der Gegner als Diskurspartner gar nicht akzeptiert. Ihm werden vielmehr moralisch unzulässige Absichten unterstellt und damit der Diskurs bereits mit seiner Eröffnung beendet« (Lübke, zitiert in Müller-Dohm 2014, S. 678).
- 32 Siehe Anhang C/I. Luhmann ironisiert mit ausdrücklichem Bezug auf Habermas das »referierende« Zitieren: »Ich möchte mir das Referieren in der Form, wie viele andere es tun, die sich von Autor zu Autor hangeln und dann einen Schluss daraus ziehen, ersparen. Das Referieren halte ich grundsätzlich für leichtsinnig, weil man dann Verkürzungen und Interpretationen einbaut – man denke an Habermas –, die der ursprüngliche Autor gar nicht akzeptieren würde und die der Leser dann für authentisch hält« (Münkler et al. 2009, S. 112). Allerdings gibt es bei ihm selber eine auffällige Ausnahme, nämlich seinen Text über *Liebe als Passion* (1982); vielleicht deshalb, weil die zitierten Texte hier als empirisches Material und nicht schon als deren Interpretationen aufkommen.
- 33 Dem ähnelt der Argumentationsstil von Hans Joas (siehe zum Beispiel die Monographien von 1992 und 2011).

zwar beeinflusst, aber sie reproduzieren sich (mit ihren Begriffen) nach ihrem eigenen Funktionsbedarf.

3. Abstraktionen – Reduktionen

Erzählen gehört nicht zum Stil der strengen Wissenschaften. Aber selbst der Drang zur Verallgemeinerung ihrer Aussagen, der allen Wissenschaften eigen ist, stößt immer wieder auf prozessbestimmte Erscheinungen, die sich aus der mehr oder weniger zufälligen Überschneidung eigenständiger Handlungsabläufe so kontextspezifisch ergeben, dass sie sich nur erzählen lassen; sie folgen keiner angebbaren Regel. Auch in den Sozialwissenschaften liegt dann der narrative Rekurs auf Ereignisse, Orte und Personen nahe. Bei den Autoren unserer Auswahl lässt sich das vor allem dann erkennen, wenn ihre Analyse historisch wird, so etwa im »Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte« von Karl Marx oder bei Webers »Wirtschaftsethik der Weltreligionen«; dort begegnet man auch der in analytischen Wissenschaften unüblichen Zeitform des Präteritums: Der Autor lässt sich mit dem Perfekt sprachlich auf Vergangenes ein. Die Sozialwissenschaften sind insoweit nicht durchweg das absolute Gegenprogramm einer Geschichtswissenschaft, die für sich die Devise »Narrare necesse est« in Anspruch nimmt;³⁴ auch die empirische Fallanalyse, bei der ein völliger Verzicht auf Erzählung schwerfällt, ist bei ihnen eine bewährte Methode. Aber sie suchen – im Unterschied zu den meisten Historikern – auch bei der Beobachtung einzelner Ereignisse nach allgemeinen Mustern. Die Verwendung idealtypisch verstandener Begriffe ist der analytische Eröffnungszug für diese Tendenz, auch das Codieren in der qualitativen Forschung der »Grounded Theory«³⁵ ist ein solcher Eröffnungszug. Es gilt für die Soziologie andererseits aber auch der Slogan Luhmanns: »Die Wissenschaft darf ihrem Gegenstand nicht auf den Leim gehen.«³⁶ In der Wissenschaft sollen also die Unendlichkeiten nicht abgebildet werden, sondern typisiert und durch Abstraktion fassbarer und gestaltbarer gemacht werden.

Dies drückt sich auch im Sprachstil der Wissenschaftler aus. Folgt das Erzählen mit kleinteiligen »dann-und-dann-und-dann«-Sequenzen auch langsamen und windungsreichen Strömungen des Geschehens, immer gespannt auf das Besondere, scheut die Analyse auf der Suche nach dem Allgemeinen alle Ablenkungen von der interessierenden Hauptsache ihres jeweiligen Erkenntnisziels. Ihre Tendenz zur »Kraftersparnis«³⁷ drückt sich mit einer »Reduktion des Textaufwands«³⁸ aus, einem »Streben nach Knappheit«³⁹. Dem dienen stilistische Techniken der Kom-

34 Marquard 2000, S. 60 ff.; ähnlich Lübke 1977, S. 27 f., 77 ff.

35 »Grounded Theory«, wörtlich: »geerdete Theorie«, ist in der Empirie verankerte Theoriebildung.

36 Luhmann 1990, S. 645.

37 Simmel 1890, S. 123.

38 Kretzenbacher 1991, S. 118.

39 Benes 1981, S. 187.

primierung, welche sich im Endeffekt in relativ kurzen Satzlängen und relativ geringen Satzkomplexitäten ausdrücken. Diese charakterisieren vor allem die Sprachpraktiken moderner Wissenschaftler.

»Die durchschnittliche Satzlänge in deutschsprachigen wissenschaftlichen Fachtexten hat seit dem 19. Jahrhundert beträchtlich abgenommen.«⁴⁰ Dies gilt ebenso für sozialwissenschaftliche Texte,⁴¹ und es drückt sich auch in unseren eigenen empirischen Befunden aus.⁴² Sichtbar wird es vor allem dort, wo sich ein Autor mittels massenmedialer Techniken um das Verständnis bei Bezugsgruppen außerhalb der Wissenschaftsgemeinde bemüht. Dass sich auffällig kurze Sätze vor allem bei Ulrich Beck zeigen, liegt an einem Umstand, auf den später noch ausführlicher einzugehen ist: Beck ist am deutlichsten ein »öffentlicher Soziologe«, der bei einem großen Publikum ankommen will.⁴³ Es ist dann auch nicht überraschend, dass die Satzkomplexität, gemessen am Häufigkeitsverhältnis von Haupt- und Nebensätzen, bei ihm am geringsten ist; weit überwiegend und viel häufiger als bei allen anderen Autoren meiner kleinen Stichprobe erschöpfen sich die Satzgefüge bei ihm in reinen Hauptsätzen.⁴⁴ Die Zurichtung der Sätze variiert also mit den Adressaten, die der Text erreichen soll.

Als Adressat spielte das Massenpublikum bei Simmel und Weber wohl kaum eine Rolle; man sieht das an ihren Sätzen. Georg Simmel erweist sich als ein Meister der sogenannten *Periode*, das heißt von ziemlich langen, vor allem mit Relativ- und Infinitivnebensätzen gegliederten Satzgefügen, die über alle Komplexitäten hinweg doch immer zu einem nachvollziehbaren Abschluss kommen.⁴⁵ Sie lassen sich als stilistischer Ausdruck eines von Simmel angenommenen »regulativen Weltprinzips«

40 Kretzenbacher 1991, S. 123.

41 Benes 1981, S. 189.

42 Siehe Anhang C.

43 Ein deutlicher Beleg für diesen Zusammenhang fand sich bei einer Analyse von Gerichtsurteilen, die auch einen Vergleich der Satzlänge richterlicher Urteile mit der Satzlänge von Presseerklärungen über diese Urteile erlaubt: Die Richter brauchten durchschnittlich 29,5 Wörter pro Satz, um sich auszudrücken; ihren Pressereferenten genügte im Durchschnitt 20,4 Wörter (Hansen-Schirra, Neumann 2004, S. 173 f.).

44 Siehe Anhang C/II.

45 Auch Adorno beherrschte die Kunst der Periodenkonstruktion, vielleicht deshalb, weil er so musikalisch war. Umso heftiger seine Klage über die Tendenz der Wissenschaft, lange Sätze generell zu meiden. »Durch das Opfer der Periode wird der Satz kurzatmig. Die Prosa wird auf den Protokollsatz, der Positivistens liebstes Kind, heruntergebracht; auf die bloße Registrierung von Tatsachen [...]« (Adorno 1974, S. 111).

verstehen, nach dem »Alles mit Allem in irgendeiner Wechselwirkung steht«⁴⁶ und deshalb auch sprachlich möglichst wenig auseinandergerissen werden sollte.⁴⁷

Weber mangelte es wohl nicht nur an Musikalität, sondern auch an innerer Ruhe, um kunstvolle und stilistisch ausgewogene Sätze zu schreiben. Das drückt sich in unserem Material schon darin aus, dass im Vergleich zu Simmel die Komplexität der Sätze geringer ist, als die Satzlängen erwarten ließen.⁴⁸ Möglich wird dies dadurch, dass Weber in vielen Sätzen mehr noch, als in der modernen Wissenschaftssprache sowieso üblich ist, bestimmte linguistische Techniken der *Textverdichtung* einsetzt. Dazu gehören vor allem solche, die bei seinen ungenierten Nachbearbeitungen sowohl eigener Textentwürfe als auch seiner Exzerpte aus den Schriften anderer Autoren (also von Zitaten!) zu Verstopfungen seines Stils führten.⁴⁹ Auffällig sind bei Weber insbesondere nebensatzeretzende Partizipialkonstruktionen⁵⁰ und Schaltsätze (Parenthesen⁵¹). Letztere sind in der Wissenschaft allgemein durchaus gebräuchlich, überlasten bei Weber aber nicht selten das Satzgefüge; dies mit der Folge, dass man am Schluss von Sätzen oft nicht mehr weiß, zu welchem Anfang sie gehören.⁵² Weber hatte in dieser Hinsicht kein Erbarmen mit seinen Lesern und scheute vor Textwucherungen nicht zurück; Friedrich Tenbruck spricht im Hinblick darauf von der »Rücksichtslosigkeit Webers gegen alle Form der Darstellung«.⁵³ Dem Meister kam es offensichtlich mehr auf den Informationsgehalt als auf die Korrektheit und Lesbarkeit seiner Sätze an.

46 Simmel 1890, S. 13.

47 Dazu ein Simmel'sches Textbeispiel: »Unzählige Kräfte gehen da verloren, wo die Arbeitsteilung noch nicht jedem ein gesondertes Gebiet angewiesen hat, sondern der Anspruch an das gleiche, gewissermaßen nicht aufgeteilte, den Wettbewerb entfesselt; denn so sehr dieser in vielen Fällen dem Produkt zugute kommt und zu höherer objektiver Leistung anspornt, so bringt er doch in vielen anderen mit sich, daß zunächst auf die Beseitigung des Konkurrenten Kräfte verwandt werden müssen, bevor man an die Arbeit geht, oder auch neben ihr her« (ebd., S. 124).

48 Siehe Anhang C/II.

49 Kaesler 2014, S. 544 f.

50 Schwanzer 1981, S. 226.

51 Sommerfeld 1984; Kretzenbacher 1991, S. 127.

52 Dazu zwei Weber-Zitate: (1) Die mittelalterliche Kirche »findet keine Brücke zwischen einem rationalen, methodischen, den kapitalistischen Gewinn als sachliche Endaufgabe eines Berufs behandelnden, an ihm – das ist der Hauptpunkt – die eigene Tüchtigkeit messenden Eingestelltseins auf den ›Betrieb‹ im Sinne des Kapitalismus, und den höchsten Idealen ihrer Sittlichkeit« (Weber 1964 b, S. 904). (2) »Die genannten orientalischen Religionen haben – und das ist ursprünglich wenigstens zum Teil Folge des rein historischen Schicksals: daß nicht sie, sondern die weltlichen Gewalten, mit deren Sphäre sie sich kreuzten, die Träger der geistigen und sozialen ›Kultur‹ waren und daß sie, mit Ausnahme des Buddhismus, dauernd cäsaropapistischer Fesselung ausgesetzt blieben – durchweg den unrationalisierten charismatischen Charakter der Religiosität stärker bewahrt als die Kirche des Okzidents.« (Ebd., S. 905)

53 Tenbruck 1975, S. 692.

4. Die Suche nach Eindeutigkeit

Für den analytischen Informationsgehalt der Sätze sorgte Max Weber mehr als jeder andere unserer Autoren mit der Definition und idealtypischen Ordnung seiner Begriffe. Die »Schaffung einer exakten Kasuistik«⁵⁴, »die Bildung klarer Begriffe«⁵⁵ – das war für ihn die elementare Erkenntnisbedingung aller Wissenschaft. Und er hat nicht nur in Band I von *Wirtschaft und Gesellschaft* ein taxonomisches System entworfen, an dem sich die Soziologie heute noch abarbeitet.⁵⁶ Gleichzeitig hat ihn sein Typisierungsseifer aber auch in eine Schwierigkeit gebracht, die sich in der problematischen Lesbarkeit seiner Texte ausdrückt.

Für Reinhard Bendix, der Thesen und Befunde Webers in gute Sprache übertragen hat, entstehen die Stilprobleme Webers »einerseits durch massenhafte Anhäufung von Tatsachen und andererseits durch eine, von Weber selbst als pedantisch bezeichnete Formulierung von Begriffen [...] Von hier aus wird die fast berüchtigte Schwierigkeit seiner Schriften verständlich, da Weber der begrifflichen Durchdringung des alle Grenzen überflutenden Stoffes durch Anführungszeichen, Sperrdruck, Aufzählungen, komplizierte Aufteilung, Anmerkungen, im Text selbst enthaltene Erläuterungen und vieles andere mehr Herr zu werden versucht«.⁵⁷ Das Stilproblem entsteht nicht schon durch Webers Bemühen um »randscharfe« Begriffe an und für sich, sondern durch den Versuch, diese möglichst genau mit jenem Übermaß an Nuancen zu verbinden, das die historische Wirklichkeit dem genauen Beobachter anbietet.

Damit begegnet Weber den allgemeinen Schwierigkeiten der Geistes- und Sozialwissenschaften, die Beschreibung der sie interessierenden Realität auf das Schwundformat eines überschaubar bleibenden Fachwörterbestands zu bringen. Geistes- und Sozialwissenschaftler tun dies auch nur zögerlich und begrenzt. »Naturwissenschaften und Technik zeichnen sich durch eine weit stärkere Tendenz zur Formalisierung, Geschlossenheit und Übereinzelsprachlichkeit ihres Fachwortschatzes aus [...].«⁵⁸ Es fällt ihren Disziplinen leichter, sich durch Kunstwörter und abstrakte Formeln von der Umgangssprache abzusetzen, und sie können sich überdies eher an das Gebot halten, auf Metaphern zu verzichten.

Aber auch die Geistes- und Sozialwissenschaften werden Wissenschaft erst dadurch, dass sie sich mit einem Mindestmaß an Fachwörtern auf ihr besonderes Erkenntnisinteresse fokussieren und dass ihre Vertreter mit diesen Fachwörtern so sprechen, dass zumindest der Kollege genau wissen kann, wovon sie reden. Der Fachwortanteil ist in ihrem Sprachschatz zwar deutlich geringer als in den Natur-

54 Zitiert in Baumgarten 1964, S. 644.

55 Kaesler 2014, S. 547.

56 Im neuen Max-Weber-Handbuch werden von »Arbeit und Beruf« über »Bürokratie«, »Kapitalismus«, »Macht und Herrschaft«, »Schließung, soziale« bis hin zu »Wirtschaft« insgesamt 41 zentrale Weber-Begriffe vorgestellt und ausführlich diskutiert (Müller, Sigmund 2014, S. 31-156).

57 Bendix 1960, S. 12.

58 Kretzenbacher 2010, S. 496.

und Technikwissenschaften,⁵⁹ aber auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften ist die »lexikalische Schwierigkeit« – das ergibt sich aus einschlägigen Untersuchungen⁶⁰ – gestiegen. Auch sie gewinnen ihre analytische Kontur nur durch relativen Verzicht auf rhetorische Figuren des Ungefährten und poetische Konstruktionen von Mehrdeutigkeit.⁶¹ Das trifft ebenso auf die Autoren unserer Auswahl zu. Auffällig ist, dass man bei ihnen kaum *Konjunktive* findet,⁶² die als »Vorbehaltssignale«⁶³ Ungewissheit anzeigen; dass *Ironie* als Formel dafür, dass man nicht ernsthaft meint, was man sagt, nur ausnahmsweise (am ehesten bei Niklas Luhmann⁶⁴) auftaucht; dass der *Litotes* als unscharf bleibende Verneinung des Gegenteils (»nicht arm« anstatt »reich«, »nicht klein« anstatt »groß« ...) durchweg vermieden wird; dass *Synonyme* als bloß bedeutungsähnliche, aber nicht bedeutungsgleiche Wörter⁶⁵ nur ausnahmsweise gebraucht werden – natürlich auch, dass *Auslassungspunkte* als Zeichen von Explikationsverzicht nicht vorkommen. Solche stilistischen Selbsteinschränkungen führen auch in der Soziologie dazu, dass Fachtexte inhaltlich eindeutiger, aber stilistisch und lexikalisch in der Regel ziemlich dürftig ausgestattet sind,⁶⁶ besonders sichtbar zum Beispiel an den geringen Variationen im Bereich der Verben.⁶⁷

Allerdings unterscheiden sich die soziologischen Texte meiner Autorenauswahl in den genannten Hinsichten nicht unerheblich. Die Differenzen ergeben sich vor allem daraus, in welchem Maße die Autoren nicht nur von ihren akademischen Fachgenossen wahrgenommen werden wollen, sondern bewusst auch ein allgemeineres Publikum ansprechen. Das lässt sich vor allem am Gebrauch von *Metaphern* erkennen. Sie vermitteln Anschaulichkeit, gelten in den Wissenschaften aber als heikel, denn nicht grundlos zählen Metaphern in der Rhetorik zu den tropischen »Formen der Uneigentlichkeit«:⁶⁸ Bildhafte Sprache ist unscharf. Allerdings haben sich in der Folge von George Lakoffs Metaphertheorie inzwischen wieder einige Relativierungen durchgesetzt.⁶⁹ Beachtet man den etymologischen Hintergrund der Wörter,

59 Wiese 2001, S. 547.

60 Hayes 1992, S. 739 f.

61 Zur Poesie gehört – so Edgar Allan Poe (1973, S. 547) – »ein gewisses Maß an Mehrdeutigkeit – eine wenn auch noch so unbestimmte Unterströmung an Bedeutung«.

62 Vgl. Schröder 1987, S. 223.

63 Schöne 1983, S. 43.

64 Rudolf Helmstetter (1993, S. 605) findet bei Luhmann inmitten aller systemtheoretischen Kunststücke »stilistischen Schabernack, komische Einsprengsel, überraschende Skurrilitäten, ja geradezu Slapstickeinlagen«. Luhmann schaffte es, geradezu monoman an der Entwicklung seiner systemtheoretischen Kunstsprache zu arbeiten, ohne dabei völlig die Rollendistanz zu verlieren, die man braucht, um Witze zu machen und ironisch zu sein.

65 Sanders 1977, S. 23.

66 Kretzenbacher 1991, S. 130; Kretzenbacher 2010, S. 496 f.

67 Wiese 2001, S. 548; Schröder 1987, S. 215 f.

68 Meyer 2007, S. 94, 97 ff.

69 Lakoff, Johnson 1980.

dann wird erkennbar, dass die Sprachgeschichte für die »Allgegenwärtigkeit der Metapher«⁷⁰ gesorgt hat. Schon wenn man »rückwärts« oder »bittere Wahrheit« oder »radikal« sagt, nutzt man Metaphern; man merkt es nur nicht, weil viele von ihnen in die Umgangssprache übernommen⁷¹ und dadurch nicht mehr als Metaphern erkennbar sind. Die strikte Bindung an ein Metaphern-Tabu würde uns also weithin sprachlos machen.⁷² Wenn zudem die Annahme gilt, dass die Metaphernbildung, weil ihr »intuitive appeal« auch für die Anschauungskontrolle der Erkenntnisbildung nützlich ist,⁷³ eine »unentbehrliche Technik der Begriffsbildung« darstellt,⁷⁴ dann erscheinen sie wissenschaftsfremd nur in dem Maße, in dem sie mit ihrer Häufung eine »randscharfe« Begrifflichkeit von Kernkonzepten tatsächlich irritieren oder verdrängen. Dies muss nicht der Fall sein.

Ob es bei unseren Autoren der Fall ist, ihre Metaphernnutzung also die Ränder ihrer zentralen Begriffe verwischt, muss differenziert beurteilt werden. Auffällig ist nicht nur die Häufigkeit, sondern teilweise auch die Abgehobenheit von Metaphern bei Ulrich Beck,⁷⁵ und dies wird zu der »schleichenden Uneindeutigkeit« seiner Botschaften⁷⁶ beigetragen und auch dafür gesorgt haben, dass Beck bei Hardcore-Soziologen in keinem guten Rufe steht.⁷⁷ Andererseits hat aber seine »gesellige« Rhetorik⁷⁸ in einem erstaunlichen Maße massenmediale Öffentlichkeit erreicht.⁷⁹ Vergleichbar ist in unserer Stichprobe allenfalls Jürgen Habermas, der mit seinem Metapherngebrauch auch nicht zurückhaltend ist, wenn er sich in politische Debat-

70 Deutscher 2008, S. 164.

71 Meyer 2007, S. 100.

72 Relativ früh schon die These Els Oksaars (1967, S. 100), »daß man ohne Metaphern nicht auskommt, auch in der Wissenschaft nicht [...]« Bei ihm das Zitat Jean Pauls: »Die Sprache ist eine Sammlung erblaßter Metaphern.«

73 Lakoff, Johnson 1980, S. 19.

74 Deutscher 2008, 164, S. 137.

75 Ein Beispiel: »Mit dem Zusammenbruch des Ost-West-Gegensatzes ist eine paradoxe Situation entstanden: Politik findet nach wie vor in den alten Käfigen statt. Aber der Löwe ist los! Man *spielt* Zoo – ohne Löwe [...]«. Weitere Beispiele in Kapitel 6, Abschnitt 2.

76 Bonß, Lau 2004, S. 36.

77 In diesem Sinne kritisch auch Armin Nassehi in seinem würdigenden Nachruf auf Beck mit der Bemerkung, er sei »eine« begriffliche Ausarbeitung seiner Soziologie letztlich schuldig geblieben« (Nassehi 2014, S. 2).

78 Müller 2003, S. 12.

79 Mit seiner Rhetorik hat Beck es geschafft, mehr als andere öffentlich erfolgreich zu sein. Als Indikator dafür lässt sich nehmen, dass *Wikipedia* eine beachtliche Zahl seiner sozialwissenschaftlichen Stichwörter namentlich auf Ulrich Beck zurückführt, zum Beispiel die Begriffe Risikogesellschaft, reflexive Moderne, methodologischer Nationalismus, Brasilianisierung, Zweite Moderne, Fahrstuhleffekt, sogar Individualisierung.

ten einmischt und ein größeres Publikum erreichen will.⁸⁰ Drastischer, oft polemisch, immer wieder auch wissenschaftlich kaum noch verhandelbar, erscheint die Metaphorik in vielen Texten von Karl Marx, also keineswegs nur im »Kommunistischen Manifest«, diesem Glanzstück politischer Rhetorik.⁸¹ Es steht wohl im Gefolge der politischen Kämpfe, in die Marx von früh an verwickelt war, dass er seine Metaphern nicht selten auch in den Dienst giftiger Verunglimpfungen stellte.⁸² Selbst in seinen wissenschaftlichen Texten erscheint seine Analyse nicht selten von einer »Schmähkritik« verstellt, die heutzutage geeignet wäre, ihn vor den Kadi zu bringen. Vor allem bei Max Weber und Niklas Luhmann zeigt sich andererseits aber, dass Metaphern, die beide sparsam, jedoch regelmäßig verwenden, nicht nur zivilisierbar sind, sondern auch nicht auf Kosten der Randschärfe zentraler Fachwörter gehen müssen.⁸³ Es gibt in einem Text eine Spannung zwischen Fachwörtern und Metaphern, aber kein Nullsummenspiel; ihre semantischen Funktionen können sich ergänzen.⁸⁴

5. Der Text als Partitur

Für das Verständnis geschriebener Texte ist ihre Interpunktion wichtig. Satzzeichen sorgen für deren Phrasierung, sie sind »Pausen-« und »Tonzeichen« zugleich.⁸⁵ Als solche sind sie Signaturen rednerischer Tonkunst. Eine Rede braucht Stimm- und Tempowechsel, soll sie bei ihrem Publikum gut ankommen, braucht Steigerungen und Dämpfungen des Tons, Beschleunigungen und Innehalten. Verschriftlicht man die Rede, so steht die Interpunktion für den Versuch, den Texten ihre Musikalität zu erhalten. »In keinem ihrer Elemente ist die Sprache so musikähnlich wie in den Satzzeichen.«⁸⁶ Satzzeichen machen den Text zur Partitur.

Geht es um den Rhythmus ihrer Rede, gebietet das *Absatzende* die längste Pause; man soll es beim Schreiben nur an der Stelle machen, an der man sich für einen Vortrag vorstellen kann, vor Publikum einen Schluck Wasser trinken zu dürfen.

80 Müller-Dohm 2014, S. 552 ff. Zum Beispiel: Die politische Öffentlichkeit erscheint Habermas als »diskursive Kläranlage«, in der die Qualitätsmedien eine »Pfadfinderrolle« spielen; es weht hier der »Zugwind einer scharfen Debatte«; und in dieser können auch »klammheimliche Phantasien« entlarvt werden.

81 O-Ton Marx: »Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alb auf dem Gehirn der Lebenden.« – »Der christliche Sozialismus ist nur das Weihwasser, womit der Pfaffe den Ärger der Aristokraten einsegnet.« Richard Friedenthal (1981, S. 276) zitiert aus der »Deutschen Ideologie« das Bonmot: »Philosophie und Studium der wirklichen Welt verhalten sich wie Onanie und Geschlechtsliebe.«

82 Raddatz 1975, S. 65, 270, 283.

83 Genau dies rühmt Uwe Pörksen an der klassischen Prosa Sigmund Freuds (Pörksen 1973, S. 89).

84 Leider ist mir die Operationalisierung der Begriffe »Fachwort« und »Metapher« nicht gut genug gelungen, um diesen Zusammenhang auch quantitativ erfassen zu können.

85 Bieling 1984 [1880], S. 189 ff.

86 Adorno 1974, S. 106.

Innerhalb eines Absatzes setzt der *Punkt* die schärfste Zäsur; der Satz endet, und die Stimme ruht sich ein Weilchen aus. Dagegen soll das *Komma* nur ein kaum merkliches Verzögern auslösen. Punkt und Komma stellen für die Interpunktion von Texten die Minimalausstattung dar. Andere Satzzeichen sorgen für weitere Nuancierungen von Rhythmus und Ton.

Dabei wird in Wissenschaftstexten nur eine Auswahl von ihnen tatsächlich genutzt. Auch in der Interpunktionspraxis der Wissenschaften gibt es Leerstellen, die Harald Weinrich in seine Sammlung von Meidungspraktiken der Wissenschaftssprache hätte aufnehmen können. In unseren Referenztexten sind zum Beispiel die *Ausrufezeichen* kaum präsent, die einen Satz betonen und Aufmerksamkeit erzwingen sollen (weshalb sie auch eher dem militärischen als dem akademischen Umgang dienlich sind). Ebenso rar ist das Aufkommen von *Fragezeichen*; sie tauchen als sogenannte »rhetorische Fragezeichen« nur auf, wenn ein Autor zur »inneren Dramatisierung«⁸⁷ seiner Darstellung den Leser neugierig machen will – natürlich weiß er selber die Antwort. Leider ist das Punkt/Strichzeichen des *Semikolons* in den Texten der Wissenschaft (und überhaupt) fast vollständig verschwunden. Dabei besitzt es in seiner Zwischenstellung zwischen Punkt und Komma eine interessante semantische Funktion: Es steht für den Ausdruck mittlerer Ausprägungen von Zusammenhängen. Der Strichpunkt mauert einerseits keine semantische Grenze zwischen die Dinge, die gesagt sein sollen, wie es der Punkt tut, reduziert andererseits aber auch nicht die Distanz zwischen ihnen so stark wie das einfache Komma. Interessant ist, dass der feinsinnige Georg Simmel in unserer Autorenauswahl der Einzige ist, bei dem das Semikolon relativ häufig vorkommt;⁸⁸ es steht bei ihm für die variabel ausgeprägten Zusammenhänge zwischen den Erscheinungen der sozialen Welt.

Georg Simmel ist allerdings nicht der fleißigste Nutzer von Satzzeichen jenseits von Punkt und Komma. Die bei weitem lebhafteste und musikalisch variantenreichste Interpunktion findet sich bei Max Weber und Ulrich Beck – dies aber aus unterschiedlichen Gründen.⁸⁹ Das wird deutlich, wenn man bei den Satzzeichen solche, die stimmverstärkende Funktionen haben, von denen unterscheidet, welche den Ton leise stellen sollen. Ulrich Beck drückt, hierbei übrigens ähnlich wie Karl Marx, mit *Kursiv-* oder *Sperrschrift* jene Wörter auf höhere Lautstärke, für die er sich besondere Aufmerksamkeit wünscht; sie ist Teil jener emphatischen Sprache, mit der sowohl Beck als auch Marx für ihre zentralen Botschaften größere Öffentlichkeiten interessieren wollen. Auch der bei Beck relativ häufige Einsatz des *Doppelpunkts* selbst dann, wenn dieser kein Fremdzitat ankündigen soll, lässt sich als rhetorisches Element mit dieser Zweckbestimmung deuten. »Doppelpunkte sperren, Karl Kraus zufolge, den Mund auf«, um den Satz laut zu machen; »weh dem Schriftsteller, der sie nicht nahrhaft füttert [...]«.«⁹⁰

87 Benes 1981, S. 191.

88 Siehe Anhang C/III.

89 Siehe Anhang C/III.

90 Adorno 1974, S. 106.

Max Weber benutzt häufig *Anführungszeichen*, um bestimmte Wörter zu betonen; sie besitzen in seinen Texten aber auch eine zusätzliche Funktion. Wenn er zum Beispiel bei der Beschreibung religiöser Phänomene die Wörter »heilig« oder »unrein« in *Gänsefüßchen* oder, wie die Buchdrucker früher sagten: mit »Hasenöhrchen« setzt,⁹¹ erscheint dies als Merkzeichen für Distanzierungen, als funktionales Äquivalent der Phrase »sozusagen«. Sie meinen: Die Leute haben das damals so gesagt; das ist Originalton, nicht Wissenschaftssprache. Was sich im mündlichen Vortrag dann mit kurzem Innehalten und mit leicht süffisanter Worttönung, vielleicht auch mimisch mokant auszeichnen lässt, bedarf im geschriebenen Text einer typographischen Sonderstellung, zum Beispiel durch Hervorhebung mittels Anführungszeichen.

Bei Max Weber, dem fleißigsten Nutzer von Interpunktion, tauchen, anders als bei Beck, oft nun aber auch stimmschwächende Signale auf, und dafür stehen vor allem die Satzzeichen von *Klammer* und *Gedankenstrich*. Kein anderer Autor nutzt diese annähernd so häufig,⁹² und das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass Weber bei seiner Praxis mehrfacher Textüberarbeitungen dazu neigte, neue Einfälle, die ihm kamen, dort, wo sie ihm kamen, als Partizipialkonstruktionen oder Parenthesen unverzüglich im Text unterzubringen. Klammern und Gedankenstriche, in der er diese dann setzt, stehen bei ihm für stilistisch problematische Einschübe; er nahm sich nicht die Zeit, deren Text in vollständigen Sätzen oder korrekten Nebensätzen stilgerecht unterzubringen. Als stilfremde Zutaten macht man sie im Vortrag am besten kenntlich, wenn man für sie die Stimme drosselt, sie also im Reden halbwegs wieder zum Verschwinden bringt. Genau dazu animieren im geschriebenen Text Klammern und Gedankenstriche.

6. Programm und Eigenart

Fasst man zum Ende hin die Ergebnisse der Analyse zusammen, so erscheint es nützlich, zuerst zu markieren, worin die untersuchten Autoren sich nicht oder kaum unterscheiden. Überprüft man dies anhand der anfangs dargestellten drei Kriterien, mit denen Harald Weinrich die Wissenschaftssprache knapp zu charakterisieren sucht, so lässt sich bilanzieren, dass man bei allen hier untersuchten Soziologen die bei ihm genannten Merkmale einer allgemeinen Wissenschaftsrhetorik ausgeprägt findet. Es gilt für sie, dass sie das Meidungsgebot für das Ich-Sagen ernst nehmen und stilistisch dafür sorgen, nicht sich selber, sondern die Sache in den Vordergrund zu rücken, um die es ihnen jeweils geht: um »Klassenkämpfe in Frankreich«, den »Geist des Kapitalismus«, die »Kreuzung der sozialen Kreise«, um »Risikogesellschaft«, »kommunikatives Handeln« oder »die operative Geschlossenheit von Systemen«. Es gilt auch für sie, dass das bloße Erzählen ihren analytischen Ehrgeiz nicht befriedigt; und es gilt schließlich für sie ebenso, dass sie sich als Soziologen in keinen Wettstreit um die schönsten und geheimnisvollsten Metaphern begeben. Insoweit

91 Adelung 1984 [1788], S. 99.

92 Siehe Anhang C/III.

erfüllen sie die genannten Bedingungen des besonderen Genres allgemeiner Wissenschaftssprache.

Fächervergleichende Untersuchungen haben indes auch festgestellt, was ebenso für unseren Fall zutrifft: Die Soziologen sind in manchem, was in der Wissenschaft als konzis und prägnant idealisiert wird, weniger einheitlich und entschieden als Wissenschaftler anderer Disziplinen, vor allem von Disziplinen aus dem Bereich der Natur- und Technikwissenschaften. Abweichungen von jenen Regeln der Wissenschaftssprache, die anfangs im Anschluss an Harald Weinrich zitiert wurden, tauchen bei allen von uns untersuchten Autoren auf. Manchmal sagen einige von ihnen doch »ich«. Mehrere schrecken im Übrigen nicht vor der Darstellung von Vorgängen zurück, die sich nur erzählen lassen, und die meisten bemühen sich mit ihren Wörtern überwiegend darum, auch einem größeren Publikum von Outsidern verständlich zu bleiben, zum Beispiel dadurch, dass sie ihre Fachwörter in der Anzahl begrenzt halten, dafür aber häufiger Synonyme und Metaphern einsetzen und auch mit der Nähe zur allgemeinen Umgangssprache für Anschaulichkeit sorgen.⁹³ Es gehört zu den Befunden meiner Analyse, dass nicht nur die stilistische Regeltreue, sondern auch die Ausnahme von den Regeln Sinn machen kann – und deshalb auch regelmäßig vorkommt.

Dies lässt sich an Beispielen dadurch demonstrieren, dass sich die hier untersuchten Soziologen in stilistischer Hinsicht erheblich voneinander unterscheiden, wobei sich für ihre Normabweichungen nachvollziehbare Gründe finden lassen. Es gehört zu den interessantesten Möglichkeiten meiner Analyse, diesen Unterschieden abschließend systematischer nachgehen und vergleichend einige Bedingungen dieser Unterschiede erfassen zu können. Dabei weisen unsere Fälle zuerst einmal darauf hin, dass individuelle Eigenarten der untersuchten Autoren ihren Stil in nicht geringem Maße als einen »persönlichen Stil« bestimmen;⁹⁴ deren Psychologie will ich allerdings über jene Hinweise hinaus, die im obigen Text schon gebracht wurden, nicht abschließend ergründen. Die vorhandenen Varianzen lassen sich von zwei Ebenen her sachlich erklären, die sich hier noch einmal herausstellen lassen, nämlich (1) historisch aus dem strukturellen Wandel der Soziologie als Wissenschaft sowie (2) programmatisch in Abhängigkeit von Paradigmen und theoretischen Programmen der Autoren.

Zum ersten: Die hier untersuchte Stichprobe repräsentiert Autoren, zwischen deren Wirken mehr ein Jahrhundert liegt. Und dieses Jahrhundert bringt nicht nur einen allgemeinen Sprachwandel hervor, der auch die Soziologen erfasst; es bringt für das Fach Soziologie speziell den Entwicklungssprung von seinen Anfängen bis hin zu seiner professionellen Etablierung als Wissenschaft. Die Folgen werden in den Unterschieden zwischen Marx, Simmel und Weber einerseits und Luhmann, Habermas und Beck andererseits erkennbar: Die rein erzählerischen *valeurs* treten zurück; die Sätze werden kürzer, einfacher und biederer; der

93 Wiese 2001, S. 54 f.; Schröder 1987, S. 246 f.

94 Das trifft in einem besonderen Maße auf Max Weber zu. »Bei keinem anderen Soziologen« – so Friedrich Tenbruck (1975, S. 666) – »hat die Biographie einen so breiten und beherrschenden Raum in der Interpretation gefunden.«

Gebrauch von Fachwörtern – sieht man von Webers Taxonomien ab – steigt an; und das Zitieren anderer Autoren wird zahlreicher und korrekter.

All dies lässt sich auch als Folge struktureller Entwicklungen des Fachs deuten: Die Differenzierung der Soziologie aus dem ursprünglichen Fächerkomplex der Staatswissenschaften führte nach außen zur Distanzierung von anderen Disziplinen (von Philosophie, Rechtswissenschaft, Geschichtswissenschaft, auch – siehe das Marx'sche *Kapital* – von der Ökonomie), und sie führte nach innen zur Bildung spezialisierter Fachgemeinschaften, welche in der Gestaltung ihrer Texte einigen gemeinsamen Präferenzregeln folgen. Sie führte zum Beispiel zur Entwicklung professioneller Kollegialitätskulturen, die den Umgang miteinander regulieren. Erst mit der Modernisierung der Wissenschaft – Robert Merton⁹⁵ hat das systematisch aufgearbeitet – entsteht die Institutionalisierung von Prioritätsnormen und zu deren Schutz die Ächtung des Plagiats. Die bibliographischen Schludrigkeiten von Marx, Weber und vor allem Simmel würden heute nicht mehr einfach hingenommen.

Zum zweiten: Die sprachlich interessantesten Unterscheidungen ergeben sich ungeachtet der Entwicklungsetappen ihres Wirkens aus den Zusammenhängen zwischen den Texten und den inhaltlichen Programmen unserer Autoren. Ihre paradigmatischen Orientierungen prägen relevante Merkmale ihres individuellen Stils. Dazu einige Beispiele: Lange Sätze von hoher Komplexität stehen für das, was Ferdinand Bruckner schon zu Lebzeiten Georg Simmels als dessen »*synthetisches Denken*« bezeichnet hat.⁹⁶ Wenn die Elemente der Gesellschaft in allseitiger Wechselbeziehung zueinander stehen, dann sollen diese bei ihrer Beschreibung nicht zerstückelt werden; sogar das Simmel'sche Semikolon lässt sich als ein Interdependenzsymbol verstehen.

Dagegen stehen knappe Sätze von geringer Komplexität eher für jene »*öffentliche Soziologie*«, die Ulrich Beck beabsichtigt und auch erreicht hat. Die Bezugsgruppe eines großen Laienpublikums wird mit umgangssprachlicher Rhetorik gepflegt, und eine expressive Modulation der Texte sorgt mit Hilfe stimmverstärkender Satzzeichen zusätzlich für ihre Eingängigkeit. Da die Zitate anderer Autoren die Botschaft und den Redefluss des Autors vielleicht irritieren würden, kommen sie bei Beck auch nicht (oder nur selten) vor.⁹⁷ Der regelmäßige Gebrauch gängiger Metaphern gibt den Texten überdies jene Volkstümlichkeit, die jeden ansprechen kann; da gibt es in den dargestellten Konflikten das »Fegefeuer der Gegenmeinungen«, die Ökologie stellt sich als »moralischer Jungbrunnen« dar, und der »Ringkampf der Parteien« tobt um die »Futtertröge der Macht«. Besonders drastische Metaphern findet man bei Karl Marx, bei dem die Devise »Wir wollen den Arbeitern verständlich sein«⁹⁸ für eine rhetorische Volksnähe sorgt. Bei ihm gibt es »die einfache Herrschaft von Säbel und Kutte«; die Bourgeoisie »produziert ihre eigenen Totengräber«; und der Übergang in die Freiheit, so Marx, mag den Erlösten »saurer« ankommen als

95 Merton 1972.

96 Ferdinand Bruckner 1914, zitiert in Gassen, Landmann 1958, S. 149 f.

97 Siehe Anhang C/I.

98 Zitiert in Prawer 1983, S. 133.

»einem Hummer das Sprengen seiner Schale«. Diese Sprache käme auch in unseren Massenmedien gut an.

Wie direkt sich Inhalt in Form sowie Theorie in Text umsetzen lässt, zeigt sich mit schöner Deutlichkeit am Beispiel von Luhmanns »*autopoietischer Systemtheorie*«. Diese verkörpert ihr Prinzip »operativer Geschlossenheit« darin, dass sie – anders als die Habermas'sche »*Diskurstheorie*« – keinem Fremden Zutritt in die eigene Sprache zugesteht: Alle Zitate werden in die Ablage der Fußnoten verbannt. Dort kommen bibliographische Referenzen allerdings sehr häufig vor, was darauf hinweist, dass »Autopoiesis« mit Hermetik nichts zu tun hat. Andererseits steht für ihren Autarkieanspruch bei Luhmann ein relativ hohes Fachwörteraufkommen; die Systemtheorie schafft sich, wo es ihr darauf ankommt, eine eigene Sprache. Dies kann man, freilich mit anderem soziologischen Programm, sonst nur bei Max Weber in ähnlicher Häufigkeit finden.

Abschließend lässt sich einerseits festhalten, dass den in der Soziologie meistzitierten deutschen Autoren erhebliche Spielräume blieben, ihre persönlichen Eigenarten und Idiosynkrasien jenseits sich entwickelnder Wissenschaftskonventionen stilistisch auszudrücken. Erkennbar wurde mit dem hier vorhandenen Material andererseits aber auch, in welcher Weise sich diese Konventionen im Zeitablauf und in Abhängigkeit von den Kontexten ihrer Anwendung verändern. Die Regelsätze, die Harald Weinrich für die Wissenschaftssprache beschreibt, erscheinen insofern übergeneralisiert; denn für die Abweichungen von ihnen, die sich bei unseren Autoren finden, lassen sich häufig Funktionen erkennen, mit denen sie sich gut begründen und deshalb auch stabilisieren können. Es erscheint unzulässig, eine rundum einheitliche Wissenschaftssprache zu idealisieren. Viel spricht auch in der Wissenschaft im Sinne Els Oksaars für die Orientierung an einem »komplexen Begriff der *kommunikativen Adäquatheit*«, bei dem immer pragmatisch zu fragen bleibt: »adäquat für wen, wann, wo, wozu, bei welchem Thema?«. ⁹⁹ Damit verlieren die von Weinrich formulierten Regelsätze allerdings nicht ihren Sinn. Insoweit sie an allgemeine Funktionen von Wissenschaft erinnern, vermitteln sie der Wissenschaftssprache ein Präferenzmuster, das einem »anything goes« vernünftige Grenzen setzen kann.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph 1984 [1788]. »Von den orthographischen Zeichen. Aus: Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie. Leipzig 1788, S. 360-404«, in *Texte zur Geschichte der deutschen Interpunktion und ihrer Reform, 1462-1983*, hrsg. v. Garbe, Burckhardt, S. 79-99. Hildesheim et al.: Georg Olms.
- Adorno, Theodor W. 1974. »Satzzeichen«, in *Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften II: Noten zur Literatur*, S. 106-113. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baumgarten, Eduard 1964. *Max Weber. Werk und Person*. Tübingen: Siebeck.
- Bendix, Reinhard 1960. *Max Weber – das Werk. Darstellung, Analyse, Ergebnisse*. München: Piper.
- Benes, Eduard 1981. »Die formale Struktur der wissenschaftlichen Fachsprachen in syntaktischer Hinsicht«, in *Wissenschaftssprache*, hrsg. v. Bungarten, Theo, S. 185-212. München: Fink.

⁹⁹ Oksaar 1986, S. 115.

- Bieling, Alexander 1984 [1880]. »Das Princip der deutschen Interpunktion«, in *Texte zur Geschichte der deutschen Interpunktion und ihrer Reform, 1462-1983*, hrsg. v. Garbe, Burckhardt, S. 181-198. Hildesheim et al.: Georg Olms.
- Blumenberg, Hans 1981. »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik«, in *Hans Blumenberg: Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede*, S. 104-136. Stuttgart: Reclam.
- Bonß, Wolfgang; Lau, Christoph 2004. »Reflexive Modernisierung – Theorie und Forschungsprogramm«, in *Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt*, hrsg. v. Pöferl, Angelika; Snaider, Natan, S. 35-52. Baden-Baden: Nomos.
- Deutscher, Guy 2008. *Du Jane, ich Goethe. Eine Geschichte der Sprache*. München: C. H. Beck.
- Friedenthal, Richard 1981. *Karl Marx. Sein Leben und Werk*. München, Zürich: Piper.
- Gassen, Kurt; Landmann, Michael 1958. *Buch des Dankes an Georg Simmel. Briefe, Erinnerungen, Bibliographie*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Gauger, Hans-Martin 1986. »Zur Sprache der Wissenschaft. Sermo incurvatus in se ipsum«, in *Deutsch als Wissenschaftssprache*, hrsg. v. Kalverkämper, Hartwig; Weinrich, Harald, S. 119-123. Tübingen: Narr.
- Gusfield, Joseph 1976. »The literary rhetoric of science: comedy and pathos in drinking driver research«, in *American Sociological Review* 41, S. 16-34.
- Habermas, Jürgen 1978. »Umgangssprache, Wissenschaftssprache, Bildungssprache«, in *Merkur* XXXII, S. 327-342.
- Hagen, Wolfgang 2005. *Warum haben Sie keinen Fernseher, Herr Luhmann? Letzte Gespräche mit Niklas Luhmann*. Berlin: Kadmos.
- Hansen-Schirra, Silvia; Neumann, Stella 2004. »Linguistische Verständlichmachung in der juristischen Realität«, in *Recht verstehen. Verständlichkeit, Missverständlichkeit und Unverständlichkeit von Recht*, hrsg. v. Lerch, Kent D., S. 167-184. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hayes, Donald P. 1992. »The growing inaccessibility of science«, in *Nature* 356, S. 739-740.
- Helmstetter, Rudolf 1993. »Die weißen Mäuse des Sinns. Luhmanns Humorisierung der Wissenschaft der Gesellschaft«, in *Merkur* 47, 7, S. 601-619.
- Joas, Hans 1992. *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Joas, Hans 2011. *Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kaesler, Dirk 2014. *Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn. Eine Biographie*. München: C. H. Beck.
- Knorr-Cetina, Karin 1984. *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kretzenbacher, Heinz L. 1991. »Syntax des wissenschaftlichen Fachtextes«, in *Fachsprache* 13, 3-4, S. 118-137.
- Kretzenbacher, Heinz L. 2010. »Fach- und Wissenschaftssprache in den Geistes- und Sozialwissenschaften«, in *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, Halbband 1, hrsg. v. Krumme, Hans-Jürgen, S. 493-501. Berlin: de Gruyter.
- Lakoff, George; Johnson, Mark 1980. *Metaphors we live by*. Chicago, London: Chicago University Press.
- Lübbe, Hermann 1977. *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse*. Basel, Stuttgart: Schwabe.
- Luhmann, Niklas 1982. *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1989. *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Band III. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1990. *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 2000. *Short Cuts*. Frankfurt a. M.: Zweitausendeins.
- Marquard, Odo 2000. »Narrare necesse est«, in *Odo Marquard: Philosophie des Stattdessen*, S. 60-65. Stuttgart: Reclam.
- Marx, Werner; Schier, Hermann; Wanitschek, Michael 1968. »Kann man Forschungsqualität messen?«, in *MPG-Spiegel* 3, S. 24-30.
- Merton, Robert K. 1972. »Die Priorität bei wissenschaftlichen Entdeckungen: Ein Kapitel der Wissenschaftssoziologie«, in *Wissenschaftssoziologie I: Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß*, hrsg. v. Weingart, Peter, S. 121-164. Frankfurt a. M.: Athenäum Fischer.

- Meyer, Urs 2007. »Stilistische Textmerkmale«, in *Handbuch der Literaturwissenschaft. Band 1: Gegenstände und Grundbegriffe*, hrsg. v. Anz, Thomas, S. 81-110. Stuttgart: Metzler.
- Müller, Adam 2003. *Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland*. Warendorf: Hoof.
- Müller, Hans-Peter; Sigmund, Steffen. Hrsg. 2014. *Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Müller-Dohm, Stefan 2014. *Jürgen Habermas. Eine Biographie*. Berlin: Suhrkamp.
- Münkler, Herfried; Baecker, Dirk; Hagen, Wolfgang. Hrsg. 2009. *Was tun, Herr Luhmann? Vorletzte Gespräche mit Niklas Luhmann*. Berlin: Kadmos.
- Nassehi, Armin 2004. »Die Ästhetik der Erreichbarkeit und Benennbarkeit«, in *Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt*, hrsg. v. Pofel, Angelika; Snaider, Natan, S. 242-254. Baden-Baden: Nomos.
- Nassehi, Armin 2014. »Was die Soziologie Ulrich Beck zu verdanken hat«, in *Süddeutsche Zeitung* vom 3. Januar 2014.
- Neidhardt, Friedhelm 2010. »Konvention und Eigenart. Über Stil und Hitzlersche Texte«, in *Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler. Ronald Hitzler zum 60. Geburtstag*, hrsg. v. Honer, Anne; Meuser, Michael; Pfadenhauer, Michaela, S. 463-480. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Oksaar, Els 1967. »Sprache als Problem und Werkzeug der Juristen«, in *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 53, S. 100-132.
- Oksaar, Els 1986. »Gutes Wissenschaftsdeutsch – Perspektiven der Bewertung und der Problemlösung«, in *Deutsch als Wissenschaftssprache*, hrsg. v. Kalverkämper, Hartwig; Weinrich, Harald, S. 100-118. Tübingen: Narr.
- Parsons, Talcott 1951. *The social system*. New York: Free Press of Glencoe.
- Perelman, Chaim 1980. *Logik und Argumentation*. Königstein: Athenäum.
- Poe, Edgar Allan 1973. »Die Methode der Komposition«, in *Edgar Allan Poe: Werke IV*, S. 531-548. Olten, Freiburg: Walter.
- Pörksen, Uwe 1973. »Zur Terminologie der Psychoanalyse«, in *Deutsche Sprache* 1973/3, S. 7-36.
- Praver, Siegbert S. 1983. *Karl Marx und die Weltliteratur*. München: C. H. Beck.
- Raddatz, Fritz J. 1975. *Karl Marx. Eine politische Biographie*. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Sanders, Willy 1977. *Linguistische Stilistik. Grundzüge der Stilanalyse sprachlicher Kommunikation*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Schöne, Albrecht 1983. *Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergsche Konjunktive*. München: C. H. Beck.
- Schröder, Hartmut 1987. *Aspekte sozialwissenschaftlicher Fachtexte. Ein Beitrag zur Fachtextlinguistik*. Hamburg: Buske.
- Schwanzer, William 1981. »Syntaktisch-stilistische Universalien in der wissenschaftlichen Fachsprache«, in *Wissenschaftssprache*, hrsg. v. Bungarten, Theo, S. 213-230. München: Fink.
- Sommerfeld, Karl-Ernst 1984. »Zu Verdichtungserscheinungen im Satzbau der deutschen Sprache der Gegenwart (unter besonderer Berücksichtigung der Parenthesen)«, in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 37, 2, S. 242-248.
- Tenbruck, Friedrich 1975. »Das Werk Max Webers«, in *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 27, S. 663-702.
- Toulmin, Stephen 1986. »Die Verleumdung der Rhetorik«, in *Neue Hefte für Philosophie* 26, S. 55-68.
- Tyrell, Hartmann 2011. »Georg Simmels »große« Soziologie. Einleitende Bemerkungen«, in *Georg Simmels »große« Soziologie. Eine kritische Sichtung nach hundert Jahren*, hrsg. v. Tyrell, Hartmann; Rammstedt, Otthein; Meyer, Ingo, S. 9-68. Bielefeld: transcript.
- Weinrich, Harald 1989. »Formen der Wissenschaftssprache«, in *Jahrbuch 1988*, hrsg. v. d. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, S. 119-158. Berlin, New York: de Gruyter.
- Weinrich, Harald 1995. »Wissenschaftssprache, Sprachkultur und die Einheit der Wissenschaft«, in *Linguistik der Wissenschaftssprache. Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, hrsg. v. Kretzenbacher, Heinz L.; Weinrich, Harald, S. 155-174. Berlin, New York: de Gruyter.
- Wiese, Ingrid 2001. »Geistes- und Sozialwissenschaftliche Fachtexte«, in *Deutsch als Fremdsprache*, Halbband 1, hrsg. v. Helbig, Gerhard et al., S. 544-549. Berlin: de Gruyter.

ANHANG

A. Inhaltsanalyse

Die Quellentexte der sechs deutschen Soziologen, die der inhaltsanalytischen Textauswahl zugrunde lagen, sind nachfolgend in Anhang B bezeichnet. Die Stichprobe N bezog sich auf insgesamt 2.250 Sätze, eine Unterstichprobe n, welche speziell für die Ermittlung der Zahl von Wörtern gebraucht wurde, auf insgesamt 1.056 Sätze; genauere Angaben sind in die Kopfzeile von Anhang C gestellt. Die Zahlenwerte, die bei den Auszählungen entstanden, erscheinen in Anhang C durchweg abgerundet, um den Anschein von Genauigkeiten zu vermeiden. Einige Variablen, die in der Analyse angesprochen werden, sind in der quantitativen Analyse nicht erhoben (Anteil von »Erzählung« im Quellentext – auch Anzahl von »Fachwörtern« und »Konjunktiven« und »rhetorischen Fragen« sowie Qualifizierungen von »Ironie«), da mir ihre valide Operationalisierung Schwierigkeiten bereitete.

B. Quellentexte

- Beck, Ulrich 1993. *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 189-200.
- Beck, Ulrich 2002. *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue weltpolitische Ökonomie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 40-49 sowie S. 347-356.
- Habermas, Jürgen 1981. *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 38-49.
- Habermas, Jürgen 1990. *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Neuauflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 343-352.
- Habermas, Jürgen 1992. *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 435-446.
- Luhmann, Niklas 1971. *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-18.
- Luhmann, Niklas 1986. *Ökologische Kommunikation*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 150-166.
- Luhmann, Niklas 1987. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 488-501.
- Marx, Karl 1959. *Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie*. Band 1. Berlin: Dietz, Abschnitt 1: Ware und Geld, S. 39-51.
- Marx, Karl 1960 a. »Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850«, in *Karl Marx, Friedrich Engels: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*. Band 1. Berlin: Dietz, S. 202-211.
- Marx, Karl 1960 b. »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«, in *Karl Marx, Friedrich Engels: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*. Band 1. Berlin: Dietz, S. 226-235.
- Simmel, Georg 1890. *Sociale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen*. Leipzig: Duncker & Humblot, S. 117-126.
- Simmel, Georg 1958. *Philosophie des Geldes*. Berlin: Duncker & Humblot, S. 423-437.
- Simmel, Georg 1968. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot, S. 101-107.
- Weber, Max 1964 a. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Studienausgabe, hrsg. v. Johannes Winckelmann. Erster Halbband. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch, Kapitel 4, § 1. »Die »Rassenzugehörigkeit«, S. 303-316.
- Weber, Max 1964 b. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Studienausgabe, hrsg. v. Johannes Winckelmann. Zweiter Halbband. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch, Kapitel 9, Abschnitt 6: »Politische und hierokratische Herrschaft«, S. 874-922.
- Weber, Max 1988. »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«, in *Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 237-573.

C. Befunde quantitativer Inhaltsanalyse (Auswahl), Zahlenwerte abgerundet

	Beck	Habermas	Luhmann	Marx	Simmel	Weber
	N: 314	N: 285	N: 492	N: 428	N: 362	N: 369
	n: 123	n: 139	n: 309	n: 185	n: 118	n: 182
I.						
Zitierte Autoren						
auf Prozent der Sätze	x	26	24	2	0	4
Zitate, wörtliche, im Text						
in Prozent der Sätze	0	16	1	*	0	*
II.						
Satzlänge (Wörter pro Satz)	19	27	20	27	35	30
Satzkomplexität						
Anteil Hauptsätze	64	39	41	43	18	39
Anteil HS + 1 NS	29	41	42	36	29	31
Anteil HS + mehr als 1 NS	7	20	17	17	52	30
Satzeinlagen						
(Parenthesen in Prozent der Sätze)	*	*	*	*	*	27
Satzauslagerungen						
(Fußnote mit Kommentar in Prozent der Sätze)	0	19	15	*	0	*
III.						
Satzzeichen (in Prozent der Sätze)						
Semikolon	4	10	6	1	18	2
Doppelpunkt (ohne Zitate)	17	3	9	3	14	16
Anführungszeichen	26	8	10	4	8	41
Kursiv/Sperrung	34	23	6	52	8	12

	<i>Beck</i>	<i>Haber- mas</i>	<i>Luh- mann</i>	<i>Marx</i>	<i>Simmel</i>	<i>Weber</i>
<i>Summe D + A + K/S</i>	77	34	25	59	30	69
Klammern	12	5	6	1	6	41
Gedankenstriche	11	2	7	2	8	14
<i>Summe K + G</i>	23	7	13	3	14	55
ao. Satzzeichen insge- samt	104	51	44	63	62	126

Legende:

N = Zahl analysierter Sätze; *n* = Unterstichprobe von *N*;

0 = nicht vorhanden; * = kaum; x = nicht berechenbar;

HS = Hauptsätze; NS = Nebensätze;

»ao. Satzzeichen« = Satzzeichen jenseits von Punkt und Komma

(Frage- und Ausrufzeichen wurden wegen mangelnden Vorkommens nicht berücksichtigt.)

Zusammenfassung: In der linguistischen Literatur findet man Betrachtungen zu »Formen der Wissenschaftssprache« (Harald Weinrich) mit der Feststellung einiger allgemeiner Stilregeln der Wissenschaft. An ausgewählten Texten von Marx, Simmel und Weber sowie Beck, Habermas und Luhmann wird geprüft, in welchem Maße die Sprache einflussreicher Soziologen diesen Thesen entspricht und in welcher Weise sie davon abweicht; dabei werden auch spezifische Muster der Interpunktion in die Analyse einbezogen. Die inhaltsanalytisch feststellbaren stilistischen Besonderheiten der untersuchten Texte werden einerseits als persönliche Stilmuster verstanden, andererseits aber auch als Folge struktureller und epistemologischer Bedingungen zu erklären versucht, nämlich als Ergebnis der Professionalisierung der Soziologie und als Ausdruck paradigmatischer Orientierungen der Soziologen.

Stichworte: Sprache, Rhetorik, Wissenschaft, Soziologie

Sentences, words, and punctuation – some texts of sociologists compared

Summary: In linguistic literature we can find reflections about »forms of science language« (Harald Weinrich) with the assertion of some general characteristics of a particular scientific style. Taking a few selected texts of Karl Marx, Georg Simmel and Max Weber as well as Ulrich Beck, Jürgen Habermas and Niklas Luhmann, I tested whether the languages of some influential German sociologists correspond to these postulates and in what way they significantly deviate. I added to this the analysis of their usage of punctuation. The results of my content analysis were interpreted not only as an expression of the personal peculiarities of the authors studied but also as correlates of structural and epistemological factors, namely as the result of the professionalization of sociology and the paradigmatic orientation of sociologists.

Keywords: sociological language, language of science, sociological rhetoric

Autor

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Friedhelm Neidhardt
Theodor Heuss Platz 8
14052 Berlin

Leviathan, 43. Jg., 4/2015